

Zeitschrift: Schweizer Schule
Herausgeber: Christlicher Lehrer- und Erzieherverein der Schweiz
Band: 22 (1936)
Heft: 16

Artikel: Zur Krisis der Weltanschauung in der neuern deutschen Literatur
[Fortsetzung]
Autor: Steffen, Konrad
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-537515>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 27.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

SCHWEIZER SCHULE

HALBMONATSSCHRIFT FÜR ERZIEHUNG UND UNTERRICHT^{HT}

OLTEN + 15. AUGUST 1936

22. JAHRGANG + Nr. 16

Zur Krisis der Weltanschauung in der neuern deutschen Literatur *

II.

Beide Dichter, Keller wie Storm, sind noch stark von der Klassik her beeinflusst, dieser wenigstens künstlerisch, jener weltanschaulich.

Keller ist in Heidelberg Schüler des materialistisch gerichteten Hegelianers Feuerbach gewesen. Sein Künstlertum musste ihn freilich hindern, sich dem Philosophen völlig zu verschreiben. Ehrfurcht mehr noch als Zweifel liessen Keller, diesen im Grunde trotz allem äusserlichen Poltern stillen und wahrhaft bescheidenen Menschen, Gott aus dem Vordergründlich-Lauten der Welt fernhalten und zwangen ihn im Grünen Heinrich zu dem deistisch anmutenden Bekenntnis, dass er sich mäuschenstill verhalte.

Mit der Klassik weiss Keller auch noch von Schuld und Sühne. Gebüsst wird indessen materialistischer Weltbetrachtung entsprechend: Bei schweren Vergehen durch bewussten Verzicht auf Glück und Schönheit irdischen Daseins. Nicht mehr darf, wer sich schwer verfehlt hat, trinken „von dem goldenen Ueberfluss“ einer Welt, die gerade deswegen so leuchtet, weil sie nur einmal gesehen, nur einmal erlebt werden kann.

Den Glauben an die Unsterblichkeit hat Keller also abgelegt.

«Ich habe in kalten Wintertagen,
In dunkler, hoffnungsarmer Zeit,
Ganz aus dem Sinne dich geschlagen,
O Trugbild der Unsterblichkeit.»

Storm dagegen, ganz aufklärerisch erzo-

gen — „von Religion habe ich (im Elternhaus) nie reden hören“ — ist entschiedener Atheist. Aus der übergrossen Seligkeit, die das Erdenleben vor allem durch die Ehe zu geben vermag, folgert er — das ist bezeichnend für den Familiendichter — geradezu die Unmöglichkeit oder doch Unwahrscheinlichkeit des Weiterlebens nach dem Tod.

«Ach dieser unergründlich süsse Trunk,
Und süsser noch, je länger du ihn trinkst,
er lässt mich zweifeln an Unsterblichkeit;
denn alle Bitternis und Not des Lebens
vergilt er tausendfach, und drüberhin
zu hoffen, zu verlangen weiss ich nichts!»

Im gleichen Gedicht Ein Sterbender — in dem Storm den eigenen Hingang vorausdichtet — gähnen dunkel und hoffnungsleer die Verse:

Von drüben aus der Kirche schwillt der Chor.
Und mit dem innern Auge sieht er sie,
so Mann als Weib, am Stamm des Kreuzes liegen.
Sie blicken in die bodenlose Nacht;
doch ihre Augen leuchten feuchtverklärt,
als sähen sie im Urquell dort des Lichts
das Leben jung und rosig auferstehen.
«Sie träumen», spricht er — leise spricht er es —
«Und diese bunten Bilder sind ihr Glück.
Ich aber weiss es, dass die Todesangst
sie im Gehirn der Menschen ausgebrütet.»

Auf eines ist der Dichter noch im Angesichte des Todes nicht ohne Bitternis stolz:

«Was ich gefehlt, des einen bin ich frei,
Gefangen gab ich niemals die Vernunft,
auch um die verlockendste Verheissung nicht.»

Bei Kant war die Vernunft noch die schöpferische Kraft des Intellektes gewesen, in der

* Siehe Nr. 15.

Gefühl und Phantasie mitschwangen, eine Kraft, fähig, neben der dem Verstand nicht fassbaren Welt des Dinges an sich, ein Weltbild idealistischen Glaubens aufzubauen. Gegen Ausgang des 19. Jahrhunderts aber vermochte die Vernunft nur noch zu zersetzen und abzubauen.

Und die stürzenden Trümmer einer baufällig gewordenen Welt haben allmählich den Menschen, wenn er nicht grössten Formates war, mit Leere, Trauer, Müdigkeit und Ekel erfüllt, wenn sie ihn nicht geradezu erschlagen haben.

«Und ich sah eine grosse Traurigkeit über die Menschen kommen. Die Besten wurden ihrer Werke müde.

Eine Lehre erging, ein Glaube lief neben ihr: Alles ist leer, alles gleich, alles war.»

(Nietzsche in Zarathustra.)

Vom Verstande her, der sich der Materie versklavt hatte, als deren Ausfluss er ja auch galt, konnte die Rettung oder genauer, der Rettungsversuch, der jetzt unternommen wurde, keineswegs erscheinen. Er kam vom Willen her, in den drei Persönlichkeiten Spittellers, Nietzsches und Georges.

In Spittellers Werk hat zwar zunächst der weltanschauliche Materialismus in Schopenhauerscher Atmosphärik seine an sich grossartig folgerichtige Gestaltung gefunden.

Trostlos das Bild der Welt, wie Spitteler sie schaut. In einem der zahlreichen Weltentstehungsmythen seiner Extramundana, ist die nach aussen gleissende Weltkugel mit Unrat gefüllt. Und noch in Prometheus dem Dulder, Spittellers letztem Werk, liest man die Klage:

Ich weiss von einer argen, missgeschaffnen Welt, ...
Nicht Leben, ein Versuch bloss, der nach Leben ringt,
Ein kläglicher Versuch, der allemal misslingt.
Mit Not und Drangsal eine knappe Daseinsfrist,
Hernach der Tod aller Müh' Ergebnis ist.
Ruf nicht: «Hie Wert!» Nicht Geist, nicht Gottheit
findet Gnade,
Dem stumpfen Weltall ist's für nichts und niemand
schade.

Entstanden ist die Welt nach den beiden Prometheus - Epen durch einen Beischlaf Gottes mit der üppigen Physis (der stofflichen Natur). Wegen seines Fehltritts wandert der Schöpfergott ewigkeitslang auf der Himmelswiese im Kreise (der ewig wiederkehrenden Reuegedanken):

«Eh dass des wilden Weltenwirbels Kreisel steht,
Eh dass der letzte Hass im Aug' des letzten Bösen
Vergrinst, gib't's keine Macht, kein Mittel mich zu
lösen.»

Es ist folgerichtig, wenn schliesslich das Mensch-Gott-Verhältnis umgekehrt wird und am Ende des Zweiten Prometheus in pervers blasphemischer Art Gott von den gemarterten Menschen gerichtet werden soll.

Der Olympische Frühling zeigt, weshalb es möglich wird, dass die Geschöpfe schliesslich Gottes Schuld verzeihen: Das ganze Weltall und Gott in ihm, ist unausweichlicher Naturgesetz-mässigkeit unterstellt.

«Brüder,» hub an der König, «erst bekennt den Namen

Des, der dem Leibe Leben leiht und Saft dem Samen,
Dem alle, hoch und niedrig, knechtisch untertan,

Götter und Menschen, der nach seinem finstern Plan

Der Sterne Lauf bestimmt und der Gedanken Gang.»
Er sprach. Und Antwort gab ein Murmeln ernst und bang:

«Sein Name heisst Ananke, der gezwungne Zwang.»

Erlösung aus Anankes Mörderwelt kommt von ferne her:

Man glaubt von einem Meon, dass es wäre.

Die Hoffnung betet, dass der Glaube sich bewähre.

Doch:

«Wann wird sich alles jäh'n, wann der Tag sich nahen?»

«Wenn ihr vom Lande Meon hört die Hähne krähen,
Wenn in Nirwanas Meer die Mähder Schwaden mähen.»

Meon aber heisst das Nichtexistierende, das Nichts, und Nirwana bedeutet Erlöschen, wörtlich Aus-weh-ung ...!

Entsprechend der Weltanschauung gestaltet sich das Menschenbild.

Was kann der Mensch unter der blind gewalttätigen Herrschaft Anankes anderes sein, als

ein schwach Geschöpf,
Aus Lotterfleisch gebaut und eklem Blut und Schleim,
Im Weltraum mehr nicht als ein Mückenspeichel
wichtig!

Und doch! Man würde Spittellers Wesen misskennen, wollte man nicht zugeben, dass sich solchem Menschenbild der Schwäche ein anderes der stolzen Stärke zugesellt.

Im Angesicht des Weltganzen und vor allem des Todes, den der einzelne schwer trägt (vergl. auch die Todesproblematik in Thomas Manns Werk!) gilt das Wort von der menschlichen Nichtigkeit. Aber d e n n o c h, wenn die schöpferische Stunde da ist, darf Prometheus jauchzen: „Wie ist die Welt so klein, wie ist der Mensch so gross!“

Das Wort vom U e b e r m e n s c h e n klingt auf. Goethe hat es geprägt, Nietzsche es berühmt gemacht, Spitteler es in seinem Prometheus Gestalt werden lassen, und in Georges monumentaler Erscheinung ist es Person geworden.

„Auf, lass uns anders werden als die vielen, die da wimmeln in dem allgemeinen Haufen, denn so wir nach gemeinem Beispiel richten unsern Brauch, so werden wir gemeinen Lohnes sein und nimmer spüren adeliges Glück und seelenvolle Schmerzen“, steht auf dem ersten Blatt in Spittellers Prometheus und Epimetheus zu lesen.

Ein p s y c h o l o g i s c h e r Idealismus greift unversehens und mit geradezu gewalt-samer Macht Platz in Werk und Leben der grössten Literaturträger am Ausgang des letzten Jahrhunderts, nicht ohne dass der hohe Mut, den sie alle drei atmen, nicht immer wieder in Hochmut umzuschlagen bereit wäre (woran letzten Endes die Jämmerlichkeit jener schuld ist, die aus eigensüchtigen Interessen ein Christentum geheuchelt haben, an das sie selbst nicht mehr geglaubt haben, und nicht minder der vielleicht noch grössere Haufe, der in Gold und Reichtum

erstickten Mammonisten und „Plattfussvölker“ — Spitteler — aller Richtungen und Grade).

Wie wäre aber, vom weltanschaulichen Standpunkte des Materialismus, das neue Heil anders zu verwirklichen gewesen, als eben durch die Hoch- und Ueberbetonung jenes allein erfahrbaren, des m e n s c h - l i c h e n Geistes! Und so ist denn in beiden Prometheusen Spittellers d i e S e e l e zur personifizierten Gottheit erhoben. Die Göttin Seele fordert von Prometheus:

«Aus meinem Munde ziehe Dein Gesetz und Recht!
Was mir beliebt, ist gut, was ich verneine, schlecht.
Nur eine einzige Sünde kenn ich, unverzeihlich:
Mir ungehorchen, alles übrige ist freilich.»

Und Prometheus ergibt sich bedingungslos:

«O meine Seele, meine Herrin, ja ich glaube.
Und sei's zu Schimpf und Schande, sei's zur frevlen
Sünde,
Hier lieg' ich, dein ergebener Knecht. Gebiete,
künde!»

Diese Hingabe schliesst — und darin liegt ihr Wert — den Willen zu grosser Leistung in sich, der alles zum Opfer gebracht werden soll, das ganze Leben.

Da drängt im Dienenden ein Wille, der verlangt:

«... etwas Grosses, Mächtiges, das steht und hält ...
und Schwieriges, davor ein ausgewachsener Mann
von Herzen ächzen, stöhnen und verzweifeln kann.»

Der ungeheuren Aufgabe entspricht eine einzigartige Disziplin, der Prometheus entschlossen alle „kleinen Winselhündlein“, diese „Schmeichler und Torheitkinder“ des Herzens zum Opfer bringt; genau so wie George jeden Zug in sich zu bürgerlichem Behagen und lässiger Bequemlichkeit getilgt hat. So steht in Georges „Sporenwache“:

«Ich werde Diener sein in Deinem Heere.
Es sei kein andres Streben in mir wach;
Mein Leben folge fortan Deiner Lehre.
Vergib, wenn ich zum letzten Male schwach!»

Dazu kommt, dass diese willenharte Zucht w a r t e n kann, weil der Glaube an die endliche Erfüllung unerschütterlich ist.

Spitteler:

«Ein Heiliger in der Wüste, der von Schimpf und Spott
der Welt verfehmt, nicht Kunde hat von seinem Gott —
und hält doch fest an seinem Glauben, lässt nicht los,
das ist Dein treues Abbild und Dein schmerzlich Los.»

Solche Leistung vollbringen wenige. Im Grunde nur einer: Prometheus bei Spitteler, Zarathustra bei Nietzsche; und auch George weiss, dass „jeder Ewe“ (= Zeit) nur ein Gott gegeben ist.

Der „heroische Mensch“, den die Gegenwart auf dem Gebiete der Politik und des Staates unter der Führerschaft des Einen heranzubilden betreibt ist, diesen Widerpart der bürgerlichen Bequemlichkeit und Entscheidungsschwäche: bei Spitteler, Nietzsche und George ist er zum erstenmal in der Literatur gefordert und gleich auch in den drei Persönlichkeiten selbst verwirklicht worden. Nicht Spitteler, in dem der Wille zur Persönlichkeit grösser war als diese selbst, sondern George ist neben dem grossen Umbrecher Nietzsche zum überragenden Warner der Zeit geworden.

Wie man Hunde peitscht, so holt George aus in den ungeheuren Gedichten, die den Siebenten Ring eröffnen gegenüber jener feilen Menge, die fern jeder Ahnung „von Qualen durch den Sturm nach hohem First“ die Begriffe der Schmach und Schande aus ihrem Wörterbuch gestrichen hat, den „Lassen, Niedren und Verruchten“ blödsichtig und willenlahm in die Augen schaut, keine andere Ehrfurcht mehr kennt als die vor den „Schranzen, die sich auf den Thronen brüsten mit Wechslermienen und unedlem Klirren“.

Gewaltiger hat auch George selbst nicht die Sachwertbesessenheit, das Schacher- und Wuchertum, die Naturentfremdung und Entmarkung und Entartung einer in Geschäft, Spiel und Buhlerei aufgehenden Welt geisselt als in dem Gedicht

Die tote Stadt.

Die weite Bucht erfüllt der neue Hafen,
Der alles Glück des Landes saugt, ein Mond

Von glitzernden und rauhen Häuserwänden,
Endlosen Strassen*, drin mit gleicher Gier
Die Menge tages feilscht und abends tollt.
Nur Hohn und Mitleid steigt zur Mutterstadt
Am Felsen droben, die mit schwarzen Mauern
Verarmt daliegt, vergessen von der Zeit.

Die stille Veste lebt und träumt und sieht,
Wie stark ihr Turm in ewige Sonne ragt, —
Das Schweigen ihre Weihebilder schützt
Und auf den grasigen Gassen ihren Wohnern
Die Glieder blühen durch verschlissnes Tuch.
Sie spürt kein Leid, sie weiss: der Tag bricht an:
Da schleppt sich aus den üppigen Palästen
Den Berg hinan von Fliehenden ein Zug:

«Uns mäht ein ödes Weh, und wir verderben,
Wenn ihr nicht helft — im Ueberflusse siech.
Vergönnt uns reinen Odem eurer Höhe
Und klaren Quell'. Wir finden Rast im Hof
Und Stall und jeder Höhlung eines Tors.
Hier Schätze, wie ihr nie sie saht — die Steine,
Wie Fracht von hundert Schiffen kostbar, Spange
Und Reif vom Werte ganzer Länderbreiten.»

Doch strenge Antwort kommt: «Hier frommt kein Kauf.

Das Gut, was Euch vor allem galt, ist Schutt.
Nur Sieben sind gerettet, die einst kamen,
Und denen unsere Kinder zugelächelt.
Euch all trifft Tod. Schon Eure Zahl ist Frevel.
Geht mit dem falschen Prunk, der unsern Knaben
Zum Ekel wird! Seht, wie ihr nackter Fuss
Ihn übers Riff hinab zum Meere stösst.»

Eine durch den Weltkrieg schaurig wahrgewordene Prophetie hat die Menschheit von George hören müssen, von ihm, der voraussah, wie kein anderer:

Zehntausend muss die heilige Seuche raffen,
Zehntausend muss der heilige Wahnsinn schlagen,
Zehntausende der heilige Krieg.

Trotz der einzigartig eindringlichen Warnung, die durch George an die Welt ergangen ist, hat sie nicht gerettet werden können. Nicht allein, weil schon Georges Sprache allen Bequemen, Halben, Kleinmütigen, Feilen und Feigen nicht zugänglich sein konnte — denn selbst hier verlangt er, um der Sache willen, Anstrengung und Einsatz — sondern vorab, weil seine Kunst und seine ganze Art noch immer auf dem Grunde eines, wenn auch auf äusserstem sublimiertem Ma-

* = erg. ein Mond von endlosen Strassen.

terialismus aufrucht. Denn George ist ein germanisch-griechischer Heide, und der höchste Wert in der Welt des Seienden ist der vergottete Mensch. George hütet sich streng, Leib und Seele nur schon denkerisch zu trennen; denn beides ist eins, und George will „den Leib vergottet und den Gott verleibt“.

In die Nähe Georges stellt sich Nietzsches späteres Menschenideal. Nach der Ueberwindung des Schopenhauerschen Pessimismus bekannte er sich zu einer Philosophie der Macht und des Herrenmenschen. Statt wie Schopenhauer oder Spitteler über „Die Pest des Daseins“ nachzudenken, überwand er den Intellektualismus, dessen Unruhe und Traurigkeit, indem er sich in jubelndem Vitalismus zum lachenden Leben und seiner Lust bekannte. Hochgeistig wie einer, aber in einer Zeit lebend, die der metaphysischen Sicherheit entbehrte und höchstens noch Wort- und damit Lügenbrücken zu wölben vermochte vom augenblicklichen Hier zu dauerndem Dort, blieb ihm schliesslich nichts mehr als sich dem zuzuwenden, was unbestreitbar wirklich und mächtig wirkend zugleich uns immer nahe ist: der Natur unseres Leibes mit seiner Gesundheit, seiner Blutfülle und seinem — Geist. Denn der Leib ist Träger aller wirksamen Kraft:

„Den Verächtern des Leibes will ich ein Wort sagen: ‚Leib bin ich und Seele‘ — so redet das Kind.

Aber der Erwachte, der Wissende sagt: ‚Leib bin ich ganz und gar und nichts ausserdem. Und Seele ist nur ein Wort für etwas am Leibe.‘

Der Leib ist eine grosse Vernunft, eine Vielheit mit einem Sinn, ein Krieg und ein Frieden, eine Herde und ein Hirt.

Werkzeug Deines Leibes ist auch Deine kleine Vernunft, mein Bruder, die Du „Geist“ nennst, ein kleines Spiel und Werkzeug Deiner Vernunft.

Ich gehe nicht Euren Weg, Ihr Verächter des Leibes. Ihr seid mir keine Brücken zum Uebermensch!“ (Zarathustra)

Spitteler hat nicht allzu weit gewirkt, trotz seinem Nobelpreis. Dazu war sein Gesicht zu sehr rückwärts gewandt, sein Wille zu einseitig auf das eigene Werk gerichtet. Tie-

fer ist Georges Wirkung, weil er nicht allein seine Leistung, sondern die normative Gestalt seiner selbst in sich suchte. Sogar wirkliche Christen, und nicht die schlechtesten unter ihnen, hat er in die Nähe seines Bannkreises zu ziehen gewusst. (In die Nähe! Wer sich ihm ganz ergäbe, müsste auch heute seine Christlichkeit erst untergehen lassen.) — Am nachhaltigsten und im weitesten Umkreise hat Nietzsche ausgestrahlt, und zwar deshalb, weil er, schillernd gefleckt und gefährlich wie ein Panther, in einer Sprache sich gefiel, die wie ein Rauschgift wirkte und deswegen auch weitaus am leichtesten missverstanden werden konnte.

In der Tat haben gerade die Nietzsche am leidenschaftlichsten bejaht, welche dazu am wenigsten Recht gehabt hätten, die, denen seine Philosophie, wie sie meinten, einen Freibrief gab, ihren Lüsten das Polster zu unterlegen und sich ihrer ethischen und weltanschaulichen Zynismen gewitterlich zu entladen.

George selbst hat das zugegeben, und sein Zorn streicht wie mit feurigen Ruten über

„das Getier, das ihn mit Lob befleckt,
und sich im Moderdunste weiter mästet,
der ihn erwürgen half“.

Immer mehr ist Nietzsche in der Folge in die Hände derer geraten, die keinerlei Leiden mehr aus ihrer materialistischen Weltanschauung davon getragen haben. Denn die Menschen, die gegen den Ausgang des 19. Jahrhunderts geboren worden sind, unterscheiden sich von der vorangehenden Generation durch die naive Selbstverständlichkeit, mit der sie hineingewachsen sind in den Materialismus, den historischen des Karl Marx, der sich meist auch als psychologischen Materialismus darstellte. Dazu kommt, dass ihrer viele während der Kriegszeit, da ihre Väter im Felde standen und auch noch lange nach dem Kriege ohne Erziehung aufgewachsen sind und deshalb auch vielfach ge-

nötigt waren, sich rücksichtslos durchzusetzen.

So wird denn der materialistische Mensch vom Ende des 19. und vom Anfang des 20. Jahrhunderts von jung auf ans Handeln gewöhnt, und als höchst aktivistischer Typ (wie ihn Nietzsche in dieser Einseitigkeit weder voraussehen konnte, noch gewünscht hatte) besass er weder Zeit noch Lust zur Diskussion. (Ist es Zufall, dass Bücher wie Nietzsches Zarathustra im Grunde genommen gar keine Widerrede dulden, so gut wie auch im Georgekreis die Diskussion als Wortgezänk verpönt war?)

Das einzige, was man neben der Technik heute noch kennt, ist die elementare Natur, und als solche kommt man sich übrigens selber vor. Der moderne Mensch, der die Welt beherrschen wird, ist eine persongewordene Naturkraft, jeden Augenblick bereit, sich zu entladen, wie die mit Elektrizität gesättigte Natur im Sommer, wenn es Zeit wird zur Ernte.

„Es ist keine Ausflucht mehr“, sagt der Dichter Georg Friedrich Jünger, der mitten in der entschlossensten Aktivität unserer Zeit steht, „es ist keine Ausflucht mehr. Wir können uns nicht wie Goethe ‚im reinen Osten‘ absondern. Unser wahrer Verbündeter ist nicht die friedlich beschauliche, sondern die vom Streit bewegte Welt. Die Elemente sind es. Die canaille ist es“.

Die Welt, ehemals ein geordneter Kosmos (schon bei Spitteler wegen ihrer angeblichen Zweckmässigkeit im zweiten Prometheus zynisch verhöhnt*), erscheint immer mehr wie ein grandioser, ansaugender Wirbel voll äusserster Gefahren.

Aber während man früher sich über die Gefahr der Welt beklagte, sucht man sie jetzt nicht nur als etwas Selbstverständliches zu ertragen, man spürt sie jetzt auf und freut sich ihrer, denn man ist auf letztes Entweder-Oder gestellt. Mehr als den Tod kann man

sich auch aus der grausigsten Gefahr nicht holen, aber allenfalls, wer weiss welches Bewusstsein unerschrockenen und erprobten Mutes. (Schon George hat es übrigens empfunden, „dass uns, gelöst von jedem Bann, Fern-Dunkel locken und Fahr-Freude winkt“). Man beachte in dem folgenden Dokument aus dem Gedichte Friedrich Georg Jüngers das schicksalhafte, zu allen Gefahren laut aufrufende Daseinsgefühl:

Der Fährmann:

Fährmann, ahoi! Ahoi! Hinunter
Treibt es das Boot. Die schwarze, die Woge,
Spület Sterne herauf. Wohin denn
Auf der reissenden Fluten Gang?

Aber wer weiss es? Wandern nicht die
Wolken auch und die Winde nicht? Wandert
Wie mit Schwingen der Vögel nicht das
Leben uns fort, das flüchtige?

Orgeln des Südsturms hör' ich, höre
Schreien die Adler, höre die alten
Kronen rauschen der Nacht; und wilder
Zieht die mächtige Strömung uns.

Abwärts denn in des Uferwaldes
Nachtgesang, in Palästen des Laubes.
Abwärts schäumt der phosphorische Strom und
Schneller führt uns die Woge fort.

Lauter erschallt des Schiffers Lied mir,
Wo uns gefahrvoll blühet die Ferne
Glück (!) der Ufer, der unbefahrenen,
Wagnis. Fährmann ahoi! Ahoi!

Sind schon die ersten Gedichte Jüngers zumeist der Rückschau auf Gefahren des Weltkrieges gewidmet, so erst recht die neuesten mit dem Titel „Der Krieg“. Stahlharte, fest entschlossene Todestrunkenheit schwült durch die Dichtungen dieses so ganz soldatischen Menschen, der mehr als nur seine Verse, Schönheitsempfindlich wie je ein Dichter, an der Antike geschult hat. Von fanatischer Liebe zu Schönheit, Naturglut, Gefahr und Kriegerfreundschaft und von ebensolchem Hass gegen das Christentum, ist dieser (wohl unbewusste) Jünger Nietzsches mit Stahlhelm, Gasmaske und Maschinengewehr in der Esse des Weltkrieges zu dem geschmiedet worden, was er ist.

* Man erinnert sich dabei der Vorgängerschaft von Voltaires Candide.

Wie heisst es doch in seinem Gedicht
Der Krieg?

„Arm ist, Dante, die Hölle, von deren Qualen du
sangst,

Denn zum glühenden Stuhl schufen die Erde wir um.
Achte hör ich, christlicher Sänger, es wanket das
Kreuz schon.

Erde, dir gilt nun allein all unser Ringen und
Mühn.

Hör, wir bereiten ein Fest dir, Mutter, wir bauen
und zimmern

Ueber Leichen und Blut neue Gezelle dir auf.

Wie weit die Entschlossenheit Jüngers
reicht, die Welt den Elementen zuzuführen,
wenn es sein muss: dem uranfänglich chao-
tischen Stoff, zeigen die Schlussverse des
selben Gedichtes, wo der Zorn über Italien,
das im Weltkrieg nicht an Deutschlands
Seite gestanden hat, Worte der Vernichtung
findet:

«Wehe dir, Roma, der Tag kommt, der Tag, der die
alternde Tücke

Bricht mit zornigem Arm, wehe, du sinkst in den
Staub.

Feuer bringt dir der Adler, deine alten Paläste

Lodern im nächtlichen Brand rot wie die Fackeln
empor.

Sinkt, Vatikan, Quirinal, o stürzt ihr Säulen und
Bogen

Alter Triumphe Mal, sinkt in den rauchenden Schutt!»

* * *

In der Zukunft wird heraufsteigen, was
kommen muss, vorbereitet durch Schuld und
Schicksal der Toten und der noch Lebenden.
Kein Arm wird aus der Wolke langen und
strafen. Die grossenteils zur Naturkraft ge-
wordene Menschheit hat sich die Mittel
selbst geschaffen, mit denen sie sich von der
Erde vertilgen kann, wenn das Mass voll ist.

Die Schuld ist auch hier, wie überall, nicht
einseitig verteilt. Auch die, welche sich

Christen genannt haben oder nennen, o h n e
e s z u s e i n, tragen ihren Anteil. Und wer
unter den wirklichen Christen wollte, wenn
er die Dinge sub specie aeterni betrachtet,
wagen, sich selbst mit der Heuchlergebärde
des Pilatus vor die gewaltigen Dinge der
Gegenwart zu stellen? Die, auf welche wir
häufig nur zu bereitwillig als die Schuldigen
weisen, haben vielfach weniger persönliche
Schuld, als wir annehmen. Manche von
denen, die im Laufe vieler Jahrzehnte gegen
das Christentum angerannt sind, haben es
nur deswegen getan, weil Scheinchristen
ihnen ein unwürdiges und entstelltes Bild
dessens überliefert haben, was christlich und
im besondern katholisch ist. Wäre das Chri-
stentum so gewesen, wie manche seiner
Gegner es sahen, und vielleicht aus Schuld
vieler Christen sehen m u s s t e n, es wäre
tatsächlich der Bekämpfung wert gewesen.

Wie immer die äussern Schicksale sein
werden, die aus Gedanke und Gesinnung
zuletzt sichtbar, hörbar und greifbar uns
entgegensetzen oder -starren: Wir werden
sie tragen müssen. Sollte es zu neuen kriege-
rischen Zusammenstössen kommen, werden
wahrscheinlich von der zersetzenden Philo-
sophie des jüngern Abendlandes nicht mehr
berührte, sondern schlechthin h a n d e l n d e
Menschen auf der Grundlage einer gesun-
den Physis — genau wie damals in der aus-
gehenden Antike, was ewig tragbar ist —
ein gelebtes, auch unter ihnen in Resten noch
glühendes Christentum — über ihre eigene
Ungeistigkeit hinweg in Zeiten hinüber ret-
ten, welche es verdienen, in ganzer Breite
und von Grund auf wieder christianisiert
zu werden.

Luzern.

Konrad Steffen.

Bausteine zur Charakterbildung*

Die zweite Stimme.

So, das war nun heute unser erster Ver-
such, zweistimmig zu singen. Es ist nicht so
leicht, nicht wahr? Worin liegt eigentlich

* Siehe Nr. 12.

das Schwere dabei? — Dass man nicht in
die Stimme des andern verfällt. Es ist ein be-
ständiger Kampf zwischen der ersten und
zweiten Stimme, wer die grössere Festig-
keit hat, oder wer sich vom andern heraus-